

Soziologie der Liebe

Romantische Beziehungen
in theoretischer Perspektive

Herausgegeben

von Barbara Kuchler

und Stefan Beher

suhrkamp taschenbuch

wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2078

Die romantische Liebe gilt uns als geheime Macht, als Quelle von höchstem Glück und gelegentlich auch von großem Schmerz. Sie wurde von Dichtern besungen und von Hollywood verkitscht. Die Soziologie hingegen holt die romantische Liebe auf den harten Boden der gesellschaftlichen Tatsachen zurück und beschreibt sie als soziale Erfindung, als Quidproquo oder als kommunikative Zumutung, wie die in diesem Band versammelten Texte aus hundert Jahren Soziologie von Georg Simmel bis Randall Collins zeigen.

Barbara Kuchler und Stefan Beher sind Wissenschaftliche Mitarbeiter an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld.

Soziologie der Liebe

*Romantische Beziehungen
in theoretischer Perspektive*

Herausgegeben von
Barbara Kuchler
und Stefan Beher

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2078

Erste Auflage 2014

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29678-3

Inhalt

<i>Barbara Kuchler, Stefan Beher</i> Einleitung: Soziologische Theorien der Liebe	7
--	---

Teil I: Liebe und Gesellschaft

<i>William J. Goode</i> Die theoretische Bedeutung der Liebe	55
---	----

<i>Niklas Luhmann</i> Liebe [Auszug]	75
---	----

<i>Niklas Luhmann</i> Liebe als Passion [Auszug]	86
---	----

<i>Theodor W. Adorno</i> Minima Moralia [Auszug]	112
---	-----

Teil II: Liebe als Interaktion

<i>Georg Simmel</i> Die quantitative Bestimmtheit der Gruppe [Auszug]	123
--	-----

<i>Ronald D. Laing, Herbert Phillipson, A. Russell Lee</i> Interpersonelle Wahrnehmung [Auszug]	134
--	-----

<i>Murray S. Davis</i> Sag, dass du mich liebst	162
--	-----

<i>Peter L. Berger, Hansfried Kellner</i> Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit	190
--	-----

Teil III: Liebe als Tausch

<i>Randall Collins</i> Liebe und Heiratsmarkt [Auszug]	217
---	-----

<i>Peter M. Blau</i>	
Exkurs über die Liebe	242
<i>John W. Thibaut, Harold H. Kelley</i>	
Die Sozialpsychologie der Gruppe [Auszüge]	258
<i>Harold H. Kelley, John W. Thibaut</i>	
Interpersonelle Beziehungen [Auszug]	273
<i>Jean-Claude Kaufmann</i>	
Selbsthingabe und Schuldenrechnung	283

Teil IV:
Spannungen und Widersprüche
in Liebesbeziehungen

<i>Vilhelm Aubert</i>	
Notizen über Liebe	305
<i>Mabel A. Elliott, Francis E. Merrill</i>	
Der romantische Fehlschluss	338
<i>Ann Swidler</i>	
Liebe und Erwachsensein in der amerikanischen Kultur ...	364
Editorische Notiz	399
Textnachweise	401

Barbara Kuchler, Stefan Beher

Einleitung: Soziologische Theorien der Liebe

Liebe ist die geheime Macht, die unser Leben beherrscht – das Prickeln und Schweben des Verliebtseins ebenso wie das Wackeln, Kriseln und Scheitern langjähriger Paarbeziehungen. Dieser Feststellung würden heute wohl die meisten Menschen zustimmen. Aber warum ist das so? Dass romantische Liebe ein so wichtiger Faktor in unserem Leben ist, gilt erst seit einigen hundert Jahren, nämlich seit der Entstehung der modernen Gesellschaft, und es steht in nachvollziehbarem Zusammenhang mit anderen Merkmalen dieser Gesellschaft. Wie die Durchsetzung der romantischen Liebe zu erklären ist und wie moderne Liebesbeziehungen funktionieren, damit hat sich die Soziologie seit ihren Anfängen immer wieder beschäftigt. Das Problem der romantischen Liebe ist nämlich keineswegs nur – und vielleicht nicht einmal überwiegend – ein psychologisches Problem, und die zuständige Wissenschaft ist nicht nur die Psychologie. Denn sowenig man bestreiten kann, dass Liebe auch ein Gefühl ist, so sehr ist doch offensichtlich, dass es sich um eine soziale Beziehung zwischen zwei Menschen handelt, die in vielfältiger Weise von gesellschaftlichen Bedingungen abhängt. »In jedem amerikanischen Spielfilm verliebt sich der Held, genauso wie in jedem arabischen Epos der Held ein Epileptiker ist. Ein Zyniker könnte vermuten, dass es in der Normalbevölkerung ungefähr genauso viele Menschen mit einer Anlage zu romantischer Liebe im Hollywood-Stil gibt, wie es Menschen mit einer Anlage zu echten epileptischen Anfällen gibt.« Diese zugespitzte, aber im Kern zutreffende Vermutung von Ralph Linton¹ bringt die Einsicht zum Ausdruck, dass romantische Liebe nicht einfach ein »natürliches«, aus den Urgründen menschlicher Existenz hervorsprudelndes Geschehen ist, sondern ein gesellschaftlich bedingtes und geformtes Phänomen.

Der vorliegende Band bietet Zugriff auf die wichtigsten Beiträge zur Soziologie der Liebe. Es handelt sich gewissermaßen um die Klassiker zum Thema, die die Soziologie in vielen Jahrzeh-

1 Zit. in dem Text von Goode in diesem Band.

ten hervorgebracht hat und die hier – teils in Aufsatzform, teils als Buchauszug – kompakt versammelt sind. Die Mehrheit der Texte stammt aus der Zeit der 1960er bis 1980er Jahre, und die wichtigsten theoretischen Richtungen, die auch die heutige soziologische Diskussion noch bestimmen, sind darin vertreten. Bei der Auswahl der Texte stand ausdrücklich nicht das Gewinnen eines möglichst präzisen empirischen Bildes von Liebesbeziehungen im Vordergrund – dann wären diese Texte allesamt mehr oder weniger veraltet² –, sondern ihre theoretische Interpretation, das Anknüpfen an soziologische Grundgedanken, die Einordnung in theoretische Großperspektiven. Eine solche Auswahl von Texten kann nie vollständig sein; wir haben aber bewusst einen möglichst breiten und repräsentativen Überblick zusammengestellt. Etliche der hier abgedruckten Texte waren bisher nur in englischer Sprache verfügbar und wurden erstmals ins Deutsche übersetzt.

Eine einheitliche soziologische Liebestheorie gibt es nicht, vielmehr falten sich die existierenden Ansätze entlang dem üblichen Spektrum von Theoriealternativen auf. Insbesondere lassen sich Texte aus drei Theorierichtungen unterscheiden, die in den Teilen I bis III dieses Bandes vorgestellt werden: Texte aus der Perspektive der Gesellschaftstheorie, vor allem Differenzierungstheorie (Teil I), Texte aus der Perspektive des Interaktionismus und Sozialkonstruktivismus (Teil II) sowie Texte aus der Perspektive der Rational-Choice- und Tauschtheorie (Teil III). Ergänzt werden diese Teile durch eine Gruppe von Texten, die – ohne Anknüpfung an eine spezielle Theorierichtung – den inneren Spannungen und Widersprüchen von Liebesbeziehungen, gewissermaßen den »Sollbruchstellen« der Liebe, nachgehen (Teil IV). Wegen der Konzentration auf theoretische Texte kann das Buch auch als Einführung in verschiedene soziologische Theorieperspektiven anhand des Anwendungsfalls Liebe gelesen werden (mehr dazu am Schluss dieser

2 Empirische Forschung wird in großem Umfang in der Familiensoziologie betrieben, die sich nicht nur mit Liebe, sondern mit dem Gesamtbereich von Partnerschaft, Familie und privaten Lebensformen beschäftigt. Wichtige Befunde, die auch in den hier abgedruckten Texten immer wieder aufgegriffen werden, beziehen sich etwa auf Determinanten der Partnerwahl, vor allem Ähnlichkeiten in Variablen wie Schichtstatus, Bildungsniveau usw. (im Fachjargon »Homogamie« genannt), auf typische Phasenabfolgen in Liebesbeziehungen und Familien sowie auf Geschlechterrollen und Muster der familialen Arbeitsteilung im historischen Wandel.

Einleitung). Für weniger theoretisch interessierte Leser mag es sich empfehlen, die Lektüre mit Teil IV zu beginnen.

Gemeinsam ist allen Texten trotz ihrer Unterschiedlichkeit das Interesse an Aufklärung, an Entzauberung, an der Ernüchterung des Blicks gegenüber der im Alltag üblichen Verklärung und Überhöhung der Liebe. Den Bewohnern der modernen Gesellschaft erscheint die Liebe als Quelle höchsten Glücks, als unergründliches Rätsel, als privates Heiligtum, dem jeder huldigt und dessen Bedeutung die des Berufslebens oft überstrahlt. Diese Botschaft wird in nahezu jedem Roman, jedem Film und jedem Popsong wiederholt; der Liebe kommt der Status einer »irdischen Religion« zu.³ Demgegenüber ist es – hier wie auch sonst – Aufgabe der Soziologie, die gezielte Desillusionierung, die Auflösung der von den Teilnehmern gehegten »illusio« zu betreiben.⁴ Die Liebe muss auf den Boden der soziologischen Tatsachen zurückgeholt, das Pathos muss abgekratzt, der Mythos entzaubert werden. Möglichkeiten der Entzauberung und Desillusionierung gibt es viele. Man kann sich etwa klarmachen, dass romantische Liebe praktisch nur in der modernen Gesellschaft vorkommt und in vielen anderen Gesellschaften unbekannt ist; sie muss somit als gesellschaftliches Skript verstanden werden, das durch Sozialisation über Massenmedien und Beobachtung anderer gelernt wird und andernfalls gar nicht praktiziert werden könnte. Zur Ernüchterung tragen auch die ins romantische Liebeskonzept eingebauten Dynamiken des Scheiterns bei: Die überzogenen Erwartungen der romantischen Phase bleiben zwangsläufig unerfüllt, die Realität bleibt unausweichlich hinter den Versprechungen der »Liebesreligion« zurück, und es schließen sich Phasen der Enttäuschung, Abkühlung und oftmals Trennung an. Auch ist die Macht der Gefühle keineswegs so total, wie es im Alltag scheint; vielmehr ist Liebe zunächst eine Kommunikationsvorschrift, die an Gefühlszustände der Beteiligten nur locker gekoppelt ist und es oft gerade schwer macht zu unterscheiden, ob der Andere (oder auch man selbst) »echt« und »authentisch«

3 Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt/M. 1990, S. 222.

4 Zum Begriff der »illusio«: Pierre Bourdieu, *Sozialer Raum und ›Klassen‹. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*, Frankfurt/M. 1985, S. 75 f.; ders., *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz 1998, S. 27.

liebt oder nicht.⁵ Hinter der scheinbar so blinden, uneigennützi- gen Liebe kann deshalb auch der nackte Egoismus der Beteiligten entdeckt werden: Jeder will einen Partner mit einem Maximum an Geld, Schönheit, Status usw. für sich gewinnen, muss dafür aber eigene Qualitäten zu bieten haben und deshalb versuchen, sich selbst in bestmöglicher Weise auf dem Partnermarkt zu verkaufen.

Im Folgenden werden – nach einer kurzen historisch-ethno- graphischen Vorbemerkung – die vier Teile des Bandes mit ihren einzelnen Texten vorgestellt, wobei ergänzend auf weitere Literatur zu verwandten Punkten hingewiesen wird. Abschließend werden die verschiedenen Ansätze noch in ein imaginäres Streitgespräch miteinander verwickelt, um die Unterschiede und Konfliktlinien zwischen ihnen sichtbar zu machen. Zur Vermeidung von Miss- verständnissen seien noch zwei terminologische Vorbemerkungen vorangeschickt, eine zum Begriff der Liebe und die andere zum Begriff der Ehe.

Wenn von »Liebe« die Rede ist, ist hier grundsätzlich die Lie- be zwischen zwei – meist gegengeschlechtlichen⁶ – Partnern unter Einschluss einer erotisch-sexuellen Komponente gemeint. Nicht gemeint sind die Liebe zwischen Eltern und Kindern, Geschwis- terliebe, Tierliebe, Gottesliebe, Vaterlandsliebe oder sonstige Va- rianten intensiver emotionaler Bindung. Obwohl die Sprache zur Bezeichnung all dieser affektiven Komplexe nur ein *Wort* zur Ver-

5 Dass Gefühle unter Umständen passend zu ablaufenden sozialen Situationen nachentwickelt werden können, ist in der Soziologie auch über das Themenfeld Liebe hinaus bekannt; vgl. Arlie R. Hochschild, »Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure«, in: *American Journal of Sociology* 85 (1979), S. 551-575.

6 Die Einengung auf Beziehungen zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ist begrifflich nicht erforderlich. Zwar wird in den meisten Texten explizit oder implizit von gegengeschlechtlichen Beziehungen ausgegangen, jedoch spricht prinzipiell nichts dagegen, auch gleichgeschlechtliche Liebe unter diesem Begriff zu behandeln. Soziologisch kann man ohnehin davon ausgehen, dass homosexuelle und heterosexuelle Paare in ihrer sozialen Dynamik mehr Ähnlichkeiten als Un- terschiede aufweisen, abgesehen von der erschwerten Paarbildung in einer primär heterosexuellen Umwelt; dazu Anthony Giddens, *The Transformation of Intimacy. Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies*, Cambridge 1992, S. 50f.; Letitia Anne Peplau, Kristin P. Beals, »The Family Lives of Lesbians and Gay Men«, in: Anita L. Vangelisti (Hg.), *Handbook of Family Communication*, Mahwah 2004, S. 233-248; Letitia Anne Peplau, Adam W. Fingerhut, »The Close Relationships of Lesbians and Gay Men«, in: *Annual Review of Psychology* 58 (2007), S. 405-424.

fügung stellt,⁷ scheint es sich doch um sehr verschiedene soziale Konstellationen zu handeln, die unter einen *Begriff* zu fassen wenig Sinn ergibt.

Zum Begriff »Ehe« ist wichtig, dass der soziologische Gebrauch dieses Wortes nicht mit seinem juristischen Gebrauch identisch ist, also nicht nur Partnerschaften mit standesamtlicher Zertifizierung umfasst. Vielmehr kann soziologisch gesehen jede langfristige, stabile Paarbeziehung, bei der die Partner in einem Haushalt zusammenleben, als Ehe bezeichnet werden. Die soziale Dynamik von Paarbeziehungen ist dieselbe bei Paaren mit und ohne Trauschein – typisch etwa die Abfolge von Anbahnungs-, Verliebtheits-, Konsolidierungs- und eventueller Trennungsphase.⁸ Dies gilt jedenfalls seit der Normalisierung unehelicher Beziehungen, also in der westlichen Gesellschaft seit mehreren Jahrzehnten. Die älteren Texte in diesem Band, die von dieser Situation noch nicht ausgehen konnten, benutzen den Begriff Ehe noch ganz direkt und unrelativiert, jedoch lassen sich ihre Aussagen – übertragen auf die heutige Zeit – ebenso auch auf inoffizielle Ehen bzw. eheähnliche Beziehungen anwenden.

Historisch-ethnographische Verfremdung

Zunächst muss man sich klarmachen, dass das heute für selbstverständlich geltende Syndrom romantischer Liebe im historischen Vergleich absolut ungewöhnlich oder sogar singulär ist. Vielfältige historische und ethnologische Forschungen führen zu dem Befund, dass romantische Liebe eine recht junge Erfindung ist und das Feld von Eheschließung und Familie in früheren Gesellschaften ganz anders geordnet war.⁹ Romantische Liebe ist keineswegs ein menschliches oder gesellschaftliches Universal.¹⁰ Dies zu akzeptieren

7 Susan S. Henrick, Clyde Hendrick, *Romantic Love*, Newbury Park 1992, S. 1f.

8 Zur Phasenabfolge Karl Lenz, *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*, Wiesbaden 2003.

9 Einen gut lesbaren Überblick über die historische Diversität von Liebes- und Familienformen bietet Herrad Schenk, *Freie Liebe – Wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe*, München 1987.

10 Goode (in diesem Band) legt eine relativ großzügige Schätzung der Verbreitung romantischer Liebe oder jedenfalls der Fähigkeit dazu vor, indem er sie als »universelle psychosoziale Möglichkeit« bezeichnet. Er betont aber selbst, dass er da-

ren fällt ohne Vertrautheit mit soziologischem Denken schwer, da uns die Vorstellung des Sich-Verliebens, des Liebens und Geliebt-werdens zur »zweiten Natur« geworden ist und uns als schlechthin spontane, aus dem tiefsten Inneren des Menschen hervorquellende Gefühlsregung erscheint. Die Relativierung des uns selbstverständlich Scheinenden ist jedoch der Eintrittspreis, der für eine soziologische Beschäftigung mit Liebe zu zahlen ist.

In Stammesgesellschaften sind es überwiegend Clanlinien und sonstige Verwandtschaftsstrukturen, die über Heiraten entscheiden. In späteren Gesellschaften kommen ökonomische und (im Adel) politische Notwendigkeiten und Chancen hinzu: Ein Acker heiratet den anderen oder ein Königreich das andere. Die rein gefühlsmäßige Anziehung zwischen zwei Personen würde als viel zu unzuverlässige und zufällige Basis für eine Eheschließung erscheinen, allenfalls wird auf ein gewisses Maß an Sympathie zwischen den anvisierten Heiratspartnern geachtet. Erst ab etwa 1800, gleichzeitig mit anderen strukturellen Neuerungen wie der Trennung von Arbeit und Privatleben, der zunehmenden Herauslösung des Individuums aus Kollektivstrukturen wie Stand, Schicht und Großfamilie sowie der »Erfindung« der polarisierten Geschlechtscharaktere,¹¹ bildet sich der heute bekannte Komplex romantischer Liebe heraus. Die Verbindung zwischen zwei Personen soll jetzt auf intensive Gefühle der Liebe und Verliebtheit gegründet sein; es etabliert sich die Norm, dass jeder sich verlieben könne und dürfe und dass man nur aus Liebe heiraten solle. Andere, etwa ökonomische Heiratsgründe gelten als zweitklassig und suspekt ebenso wie sexuelle Kontakte ohne Deckung durch romantische Liebe; die Bereiche Familie und Sexualität werden zunehmend durch die Norm und das Ideal der Liebe beherrscht.¹²

mit gegen die Mehrheitsmeinung unter Soziologen und Ethnologen verstößt, und stellt im Übrigen klar, dass er die These von der Universalität der Liebe nur hypothetisch einführt und andere Ausgangspunkte für Analysen ebenso möglich wären.

11 Karin Hausen, »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363-393; Thomas Laqueur, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt/M. 1992.

12 Dies gilt jedenfalls für westliche Industriestaaten. Global gesehen kommen noch immer 60 Prozent aller Eheschließungen aufgrund externer, nicht von den Ehe-

Die historische Relativierung der romantischen Liebe erlaubt es, das Verhalten Liebender in objektivierend-verfremdender Weise zu beschreiben, mit dem Blick eines »Außerirdischen« oder eines außenstehenden, ethnographischen Beobachters.¹³ Man wird dann festhalten, dass die Mitglieder der modernen Gesellschaft vor allem im Jugend- und früheren Erwachsenenalter dazu neigen, gelegentlich von einem merkwürdig irrationalen, krankheitsartigen Verhalten erfasst zu werden. Sie heften in pathologischem Maß ihre Aufmerksamkeit auf eine andere Person und werden in ihrem ganzen Verhalten auffällig und unberechenbar; sie »schweben im siebten Himmel« oder »auf Wolke sieben«, haben »Schmetterlinge im Bauch« oder eine »rosarote Brille« auf und finden für diesen Zustand auch noch Verständnis und Akzeptanz in ihrer Umwelt. Sofern nicht nur eine Person, sondern zwei Personen reziprok von diesem Zustand befallen sind, kommt es zu besonders gearteten Interaktionen zwischen ihnen, zum Austausch verbaler wie körperlicher Zärtlichkeiten sowie zum hemmungslosen Rückgriff auf abgegriffene Symbole und Klischees (etwa rote Rosen) auch bei ansonsten kulturell anspruchsvollen und auf Originalität bedachten Personen. Die Betroffenen wollen möglichst immer zusammen sein, verklären und überhöhen den Anderen, sind blind für seine Fehler, und nicht nur der ausgewählte Andere, sondern die ganze Welt gewinnt eine neue Färbung und Heiterkeit. All dies ist nach dem Verständnis der Gesellschaftsmitglieder ein schicksalhaftes Geschehen, durch unbekannte Instanzen vorherbestimmt oder auch zufallsbedingt: Gelegentlich begegnen sich zwei Personen, die »die Richtigen« füreinander sind, und dann läuft der skizzierte Prozess quasi naturhaft-automatisch ab, ohne dass man etwas dagegen tun könnte; es sind gewissermaßen psychisch-sozial-kosmologische Urgewalten, die hier zum Ausbruch kommen und gegen die soziale Regularien und Einflussnahmen machtlos sind.

Häufig führt dieser krankheitsartige Zustand zu einer dauerhaften und institutionell abgesicherten Verbindung der beiden Beteiligten, zur Eheschließung. Damit wird auch das breitere soziale

partnern selbst bestimmter Gründe zustande; s. Judith Mackay, *The Penguin Atlas of Human Sexual Behavior*, New York 2000.

13 Etwa Sidney M. Greenfield, »Love and Marriage in Modern America: A Functional Analysis«, in: *The Sociological Quarterly* 6 (1965), S.361-377; s. auch die Texte von Elliott/Merrill und Collins in diesem Band.

Umfeld der Beteiligten – Familie und Freunde – einbezogen, die Verbindung wird sozial abgesegnet und rechtlich-religiös zertifiziert. Der Zustand der quasi-pathologischen Zuneigung wird dadurch nicht beendet; er schleift sich aber mit der Zeit ab, verliert an Intensität und wird einem Prozess der Veralltäglichsung und Routinisierung ausgesetzt. Eine häufige Weiterentwicklung besteht in der Geburt von Kindern mit der Folge massiver Umstrukturierungen des ganzen Systems. Die schleichende Degeneration des anfänglich euphorischen Zustands kann in verschiedene Entwicklungsbahnen münden: In manchen Fällen geht er in eine stabile interpersonelle Bindung über, in anderen Fällen in langwierige Konfliktzustände, die zur Trennung der Partner führen können, aber nicht müssen. Nicht selten kommt es nach einer Trennung zu Neuanläufen bzw. einem Neustart des gesamten Prozesses mit einem neuen Partner; sehr viel seltener kommt es dazu, dass nach einem Misserfolg dem ganzen Modell abgeschworen und auf Wiederholungen verzichtet wird. Eine Erklärung dieses auffälligen Verhaltens können die Mitglieder der Gesellschaft nicht abgeben, es scheint ihnen aber auch nicht als erklärungsbedürftig, sondern als selbstverständlich, natürlich und im Übrigen – trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten – als insgesamt positiv und erstrebenswert.

Teil I: Liebe und Gesellschaft

Aufbauend auf dieser historischen Relativierung fragen die Texte des ersten Teils nach Zusammenhängen zwischen Liebe und Gesellschaft. In welche Art von Gesellschaft passt eigentlich Liebe? Oder auch: Wie hält die Gesellschaft es mit der Liebe aus? Wenn man, einer alten Einsicht folgend, Liebe als »Wahnsinn zu zweit« begreift, als plötzliche Befallenheit, die die Betroffenen gegenüber Anforderungen von Familie, Freunden und Beruf rücksichtslos macht und die überdies zu unkontrollierbaren Zeitpunkten und mit unvorhersehbaren Paarungen auftritt, muss man sich ja fragen, wie eine Gesellschaft beschaffen sein muss, die das massenhafte Vorkommen von Liebesbeziehungen nicht nur verkräftet, sondern sogar zu ihnen ermutigt und sie institutionell erwartet.

Die Antwort auf diese Frage wird »Differenzierung« heißen

müssen – jedenfalls in den Teilen der Gesellschaftstheorie, die in der Traditionslinie Durkheim-Parsons-Luhmann als Differenzierungstheorie angelegt ist.¹⁴ Nur ein ausreichendes Maß an struktureller Differenzierung und Entkopplung verschiedener institutioneller Komplexe voneinander kann dafür sorgen, dass ein Freiraum entsteht, in dem romantische Liebe sich als dominierende Handlungslogik etablieren kann und die Störeffekte in Bezug auf andere Strukturen sich in Grenzen halten. In diesem Sinn hatte Parsons von der »strukturellen Isolation der Kleinfamilie« gesprochen:¹⁵ Die Anbindung der Familie an andere strukturelle Komplexe – etwa an Einheiten wirtschaftlicher Produktion, aber auch an andere familiäre Einheiten sowohl der Eltern- und Großelterngeneration als auch der lateralen Linien von Geschwistern und Cousins/Cousinen – wird lockerer, und dies ermöglicht eine intensive Orientierung an Liebe und überhaupt an affektiven Prinzipien des Zusammenhalts innerhalb der Kleinfamilie. In diesem Band sind zwei Autoren vertreten, die diese Antwort in verschiedenen Varianten weiter ausarbeiten, einmal eher an Schichtung und einmal eher an funktionaler Differenzierung orientiert.

William J. Goode entfaltet dieses Argument mit dem Fokus auf Verwandtschafts- und Schichtstrukturen.¹⁶ Solange die Gesellschaft entlang von rigiden Verwandtschaftslinien oder Schichtzusammenhängen organisiert ist, muss die Partnerwahl primär Verwandtschafts- oder Schichtkriterien folgen und kann für Liebe nur einen eng begrenzten, nämlich auf »passende« Partner eingeschränkten Platz vorsehen, weil alles andere die bestehenden Strukturen zu sehr durcheinanderbringen würde. Erst die moderne Gesellschaft,

14 Als Überblick siehe Uwe Schimank, *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*, Opladen 2000.

15 Talcott Parsons, »The Kinship System of the Contemporary United States«, in: ders., *Essays in Sociological Theory – Pure and Applied*, Glencoe/Ill. 1949, S. 233-250. Dieser Text von Parsons ist eine sehr klare und gut lesbare Analyse der modernen Familie, der nicht in dem schwer verständlichen Stil anderer Parsons-Texte geschrieben und als grundlegende familiensoziologische Lektüre zu empfehlen ist. Das Theorem der strukturellen Isolation der Kernfamilie ist zeitweise heftig, aber untertheoretisiert kritisiert worden; zur Gegenkritik siehe Hartmann Tyrell, »Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 5 (1976), S. 393-417.

16 Der Aufsatz ist ursprünglich erschienen als »The Theoretical Importance of Love«, in: *American Sociological Review* 24 (1959), S. 38-47.

die den Zusammenhang von Partnerschaft/Familie einerseits und Schichtstrukturen andererseits lockert, kann freie Liebe als Paarbildungsprinzip zulassen. Goode betont zwar, dass auch hier noch eine gewisse Entsprechung zwischen Schichtstrukturen und Paarbildungsprozessen erhalten bleibt, indem die formal freie Liebe durch subtile Kontrollen in die »richtige« Richtung – nämlich in Richtung auf schichtgleiche Partner – gelenkt wird. Grundsätzlich gilt aber, dass die Bedeutung von Liebe als Selektionsfaktor bei der Partnerwahl negativ korreliert mit der Prägekraft von Schicht- und Verwandtschaftsstrukturen.

Anders als Goode geht *Niklas Luhmann* gar nicht mehr vom Problem der Schichtung aus, sondern von der Theorie funktionaler Differenzierung.¹⁷ Nach Luhmann ist die Gesellschaft seit der Umbruchszeit in der frühen Moderne primär nach funktionalen Gesichtspunkten differenziert bei nur nachrangiger Bedeutung von Schichtstrukturen, und alle Funktionsbereiche werden auf Autonomie und Operieren nach internen Kriterien umgestellt – auch die Liebe bzw. Intimbeziehungen. Letztere haben so gesehen denselben Status wie die anderen Funktionssysteme (Wirtschaft, Politik, Recht, Wissenschaft usw.), nur mit dem Unterschied, dass sie nicht *ein* großes System mit sieben Milliarden Teilnehmern bilden, sondern aus funktionsnotwendigen Gründen in zahllose kleine Einzelsysteme segmentiert sind. Die Ausdifferenzierung von Intimbeziehungen als eigener, autonomer Funktionsbereich geht für Luhmann einher mit dem Aufstieg des Prinzips der romantischen Liebe und der Semantik der »Passion«: Die heftige, krankheitsartige Verliebtheit steht für die institutionalisierte Freiheit, sich im Bereich der Liebe nur nach Kriterien der Liebe zu verhalten und sich durch andere Erwägungen nicht beeinflussen zu lassen. Dabei heißt Ausdifferenzierung und funktionale Spezifikation – hier wie auch sonst – Steigerung von Chancen *und* Risiken: Nirgends erwarten wir mehr Glück, Erfüllung und Lebenssinn als in Partnerschaften und Familien; nirgends gibt es aber auch mehr Unglück

17 Von Luhmann gibt es zwei Bücher zum Thema Liebe, ein langes, das stark von Semantikanalysen getragen ist (*Liebe als Passion*, Frankfurt/M. 1982), und ein kurzes, posthum erschienenenes, das auf ein Seminarskript von 1969 zurückgeht (*Liebe. Eine Übung*, Frankfurt/M. 2008). Wir drucken diejenigen Auszüge aus beiden Büchern ab, in denen die theoretische Gedankenführung am klarsten zum Ausdruck kommt.

und katastrophale soziale Verläufe als in unglücklichen Liebesbeziehungen, scheiternden Ehen und zerrütteten Familien.

Die Funktion von Intimbeziehungen leitet Luhmann daraus ab, dass die hochgradig differenzierte Gesellschaft stark von unpersönlichen, rollenspezifischen Kommunikationen geprägt ist. Gleichzeitig und ebenfalls als Folge steigender Differenzierung werden aber die Menschen immer mehr als einzigartige Individuen in Anspruch genommen, die Verantwortung für ihr Leben und ihre Ansichten selbst übernehmen müssen. Aus diesen beiden diskrepanten Differenzierungsfolgen – Anonymisierung und Individualisierung – ergibt sich gewissermaßen kompensatorisch ein Bedarf an höchstpersönlicher Kommunikation in einem Nahumfeld von intim bekannten und vertrauten Personen, wo man mit seinen individuellen Besonderheiten zur Geltung kommt und als »ganzer Mensch« in der Kommunikation Berücksichtigung findet. Intimbeziehungen und Familien werden zunehmend auf diese Funktion spezialisiert und von anderen Funktionen – etwa ökonomischen, politischen, erzieherischen Funktionen – immer mehr entlastet. Luhmann nimmt hier die These vom Funktionsverlust der modernen Familie auf, die in der Familiensoziologie schon seit Längerem diskutiert wird, ebenso wie auch der Zusammenhang zwischen Individualisierung und romantischer Liebe wiederholt angesprochen wird.¹⁸ Die Theorie funktionaler Differenzierung ist aber die derzeit am weitesten entwickelte Fassung der soziologischen Differenzierungstheorie und stellt einen allgemeinen Rahmen für die Interpretation dieser Befunde bereit.¹⁹

Eine völlig andere Richtung der Gesellschaftstheorie schlägt die gesellschafts- und kapitalismuskritische Theorielinie in der Tra-

18 Ernest R. Mowrer, *Family Disorganization. An Introduction to a Sociological Analysis*, New York 1972 [1927]; Beck/Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe* (wie Anm. 3).

19 Vgl. mit weiterführenden Überlegungen zu Liebe, Familie und Sexualität etwa Niklas Luhmann, »Sozialsystem Familie«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 5*, Opladen 1990, S. 196-217; Hartmann Tyrell, »Familie und gesellschaftliche Differenzierung«, in: Helge Pross (Hg.), *Familie – wohin?*, Reinbek 1979, S. 13-78; ders., »Romantische Liebe«, in: Dirk Baecker u. a. (Hg.), *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*, Frankfurt/M. 1987, S. 570-599; ders., »Individualismus, Ehe und romantische Liebe«, in: Gabriele Cappai u. a. (Hg.), *Nach der kulturalistischen Wende*, Berlin 2010, S. 103-135; Peter Fuchs, *Liebe, Sex und solche Sachen. Zur Konstruktion moderner Intimsysteme*, Konstanz 1999.

dition von Marx ein. Mit *Theodor W. Adorno* kommt einer ihrer radikalsten Vertreter zu Wort.²⁰ Adorno geht nicht von der Frage aus, inwiefern Liebe in die Gesellschaft passt, sondern – genau umgekehrt – von der Annahme, dass echte, unverfälschte Liebe in der bestehenden Gesellschaft *keinen* Platz hat, vielmehr durch die in ihr vorherrschende Tausch- und Herrschaftslogik zerstört oder deformiert wird. Da Adorno für unerfahrene Leser schwer verständlich ist, werden die ausgewählten Texte im Folgenden je für sich kurz erläutert.²¹ Grundsätzlich ist die Kritische Theorie durchzogen von der Spannung zwischen einer sehr »düsteren« Analyse der bestehenden Gesellschaft und dem Festhalten an der Hoffnung auf eine radikal andere, bessere Gesellschaft, damit auch an »großen« Begriffen wie Menschheit oder Vernunft, die normalerweise in der Soziologie eher gemieden werden. Dieses Lichtreich des Richtigen wird weder »ausgemalt« noch eins zu eins für realisierbar gehalten, es bleibt aber unverzichtbarer Bezugspunkt der Analyse, archimedischer Punkt aller Kritik. Die Kritik des gegenwärtigen Zustands lässt sich auf zwei Begriffe komprimieren: Herrschaft und Tausch. Unter Herrschaft wird sowohl Herrschaft von Menschen über Menschen als auch Herrschaft des Menschen über die Natur und Herrschaft des Menschen über sich selbst verstanden; die ganze Menschheitsgeschichte ist davon durchzogen. Das Tauschverhältnis ist dagegen das Signum des Kapitalismus, und seine grundsätzliche Falschheit (vor jeder konkreten Problematik des ungleichen Tauschs zwischen Arbeiter und Kapitalist) liegt darin, dass es alle und alles zwingt, sich von sich selbst zu entfremden und ein Anderes – den Tauschwert – für sich eintreten zu lassen.

Genau diese beiden Momente – Herrschaft und Tausch – identifiziert Adorno auch an Liebes- und Paarbeziehungen. Durch Herrschaftsverhältnisse sind vor allem Ehen im traditionellen Stil gekennzeichnet (»Philemon und Baucis«). Während hier offiziell

20 Von Adorno gibt es keinen längeren zusammenhängenden Text über Liebe, wohl aber einige Kurztexpte bzw. Aphorismen aus *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt/M. 1951 – einem Buch, das ausschließlich aus solchen kurzen Reflexionen zu verschiedenen Aspekten des Lebens in der spätkapitalistischen Gesellschaft besteht.

21 Zur Einführung in das Denken Adornos können empfohlen werden: Markus Knapp, »Wahr ist nur, was nicht in diese Welt passt«, Würzburg 1983; Reinhard Kager, *Herrschaft und Versöhnung. Einführung in das Denken Theodor W. Adornos*, Frankfurt/M. 1988.

der Mann über die Frau dominiert, kann es eine Art inoffizielle Umkehrung des Herrschaftsverhältnisses geben, so dass nicht der Mann, sondern die Frau die (heimlich) Überlegene ist, die auf den Mann mit versteckter Geringschätzung herabschaut und seine Hilflosigkeit, Lächerlichkeit und Attitudenhaftigkeit durchschaut. Der Übergang zu einer nichtherrschaftsförmigen Beziehung kann dadurch aber nicht erreicht werden («keine Emanzipation ohne die der Gesellschaft»²²), nicht einmal ein Durchschauen des gesellschaftlich aufgezwungenen Herrschaftszusammenhangs: Die Frau kommt über einen »bornierten Scharfsinn« nicht hinaus, der die Verkorktheit der Verhältnisse auf das Individuum zurechnet («so ist er nun einmal»), ohne den Zusammenhang mit größeren gesellschaftlichen Verhältnissen zu erkennen.

Von der Tauschlogik infiziert sind dagegen die Liebesbeziehungen der jüngeren Generation («Constanze»), bei denen der Partner beliebig ausgetauscht und nach kurzer Zeit »weggeworfen« wird, wenn er seinen maximalen Nutzwert überschritten hat. Dahinter steht die Ideologie der Unmittelbarkeit des Gefühls: Man könne nur den lieben, zu dem es einen unmittelbar hinzieht, und nur so lange, wie dies der Fall ist. Dagegen postuliert Adorno, dass richtig verstandene Liebe an einem Partner festhalten und ihm treu bleiben müsse, auch über die Schwankungen des unmittelbaren Gefühls hinaus. Die Forderung nach Unmittelbarkeit hat zwar etwas Richtiges insofern, als sie auf die Transzendierung der Sphäre von Arbeit und Zwang abzielt. Jedoch verschleiert sie, dass unmittelbares menschliches Empfinden in der bestehenden Gesellschaft gar nicht möglich ist; sie suggeriert »eine Humanität [...], die nicht existiert«, und ist darin Ideologie. Sie führt deshalb auch unmittelbar wieder auf tauschförmige Verhältnisse hin, während das eigentliche Potential von Liebe: tiefe, unreduzierte zwischenmenschliche Beziehungen zu stiften, sich nur in der Auflehnung gegen das gesellschaftlich propagierte Ideal, nur im Widerstand und nicht als »friedliche Enklave« realisieren lässt. Eine ähnliche Kritik übt Adorno auch an der gesellschaftlich erlaubten und propagierten, damit aber auch gesellschaftlich kontrollierten Lust («Spielverderber»): Diese ist ihres ekstatischen, den gesellschaftlichen Zwang

22 Dies ist eine Variation des bekannteren Satzes »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« (*Minima Moralia*, Aphorismus Nr. 18).